



Leseprobe

Anna Sewell

Anna Sewell, **Black Beauty**

Vollständige, ungekürzte Ausgabe

Bestellen Sie mit einem Klick für 4,95 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 07. April 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Anna Sewell
Black Beauty

Anna Sewell

BLACK BEAUTY

Roman

Aus dem Englischen neu übersetzt
von Felix Mayer

Anaconda

Titel der englischen Originalausgabe: *Black Beauty: his grooms and companions. The Autobiography of a horse*. Translated from the original equine, by Anne Sewell (London: Jarrold & Sons 1877). Textgrundlage dieser Übersetzung ist die Ausgabe London: Wordsworth 1993.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011, 2023 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Johann Georg Hamilton (1672–1737),

»A black horse performing the Courbette«,

Kunsthistorisches Museum, Wien / bridgemanart.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Lektorat: Dr. Jan Strümpel, Göttingen

Satz und Layout: Silvia Langhoff, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86647-614-1

www.anacondaverlag.de

KAPITEL EINS

Mein erstes Zuhause

Der erste Ort, an den ich mich erinnern kann, ist eine große, behagliche Wiese, in deren Mitte ein Teich mit klarem Wasser lag. Am Ufer des Teichs standen einige Bäume und an seinem tiefen Ende wuchsen Schilfgras und Seerosen. Auf der einen Seite der Wiese konnten wir über eine Hecke auf einen gepfügten Acker sehen, auf der anderen über ein Gatter auf das Haus unseres Herrn, das an einer Straße stand. Oberhalb der Wiese lag ein Tannenwäldchen, und am unteren Ende, am Fuß einer steilen Böschung, floss ein Bach vorbei.

Als ich jung war, lebte ich von der Milch meiner Mutter, denn ich konnte noch kein Gras fressen. Tagsüber lief ich an ihrer Seite, und nachts lag ich eng an sie geschmiegt. Wenn es heiß war, standen wir im Schatten der Bäume am Ufer des Teichs, und für die kalten Tage hatten wir einen hübschen warmen Unterstand in der Nähe des Wäldchens.

Sobald ich alt genug war, Gras zu fressen, ging meine Mutter morgens weg, um zu arbeiten, und kam erst abends wieder.

Außer mir gab es noch sechs Fohlen auf der Weide, die alle älter waren als ich; manche waren schon fast so groß wie ausgewachsene Pferde. Ich tollte oft mit ihnen herum, und dabei hatten wir viel Spaß. Runde um Runde galoppierten wir

zusammen um die Wiese, so schnell wir nur konnten. Manchmal ging es dabei ziemlich ruppig zu, denn die anderen galopierten nicht nur, sondern bissen auch häufig oder schlugen aus.

Eines Tages, als sie besonders oft ausschlugen, wieherte meine Mutter zu mir herüber und rief mich zu sich. Dann sagte sie: »Ich möchte, dass du gut zuhörst bei dem, was ich dir jetzt sagen werde. Die Fohlen, die hier leben, sind alles prächtige Fohlen, aber es sind Arbeitspferde und daher ist es ganz normal, dass sie kein anständiges Benehmen gelernt haben.

Du hingegen bist aus guter Zucht und von guter Abstammung; dein Vater genießt hohes Ansehen hier in der Gegend und dein Großvater hat beim Rennen in Newmarket zweimal den Pokal geholt; deine Großmutter war das sanftmütigste Pferd, das ich je gekannt habe, und auch mich hast du wohl niemals ausschlagen oder beißen sehen.

Ich hoffe, dass du ein gutmütiges und braves Pferd wirst und dir nie schlechte Manieren angewöhnst. Sei mit ganzem Einsatz bei deiner Arbeit; hebe deine Füße ordentlich, wenn du trabst, beiße niemals und schlage nicht aus, auch nicht zum Spaß.«

Diese Ermahnungen meiner Mutter habe ich nie vergessen; sie war, wie ich wusste, ein kluges altes Pferd, und unser Herr hielt große Stücke auf sie. Ihr Name war Duchess, aber oftmals nannte er sie Pet.

Unser Herr war ein guter, freundlicher Mensch. Er gab uns ordentliches Futter, sorgte für gute Unterbringung und hatte immer nette Worte für uns; er sprach so einfühlend mit uns wie mit seinen kleinen Kindern. Wir mochten ihn alle gern, und auch meine Mutter liebte ihn sehr. Wenn sie ihn am Gatter entdeckte, wieherte sie vor Freude und trabte zu ihm hinüber. Dann tätschelte und streichelte er sie und sagte: »Na, meine alte

Pet, wie geht's deinem kleinen Darkie?« Mein Fell war mattschwarz, daher nannte er mich Darkie.

Oft gab er mir ein Stück Brot, was mir ganz besonders schmeckte, und manchmal brachte er meiner Mutter eine Karotte mit. Auch die anderen Pferde scharten sich um ihn, aber ich glaube, uns hatte er am liebsten. Und an den Markttagen war es meine Mutter, die ihn in einem Gig, einem leichten Einspänner, in die Stadt brachte.

Einer der Ackerknechte, der Dick hieß, kam ab und zu auf unsere Weide, um Brombeeren von einer Hecke zu pflücken. Wenn er sich sattgegessen hatte, machte er sich, wie er es nannte, einen Spaß mit uns Fohlen, indem er Stöcke und Steine nach uns warf, damit wir losgaloppierten. Er störte uns nicht sonderlich, denn wir konnten ja vor ihm davonlaufen; aber manchmal wurden wir doch von einem Stein getroffen, und das tat weh.

Einmal war er wieder mit seinem Spiel beschäftigt, ohne zu wissen, dass unser Herr sich auf der angrenzenden Wiese aufhielt und von dort aus das Geschehen beobachtete. Im Nu war er über die Hecke gesprungen, packte Dick am Arm und versetzte ihm eine solche Ohrfeige, dass er vor Schmerz aufschrie. Kaum hatten wir unseren Herrn entdeckt, trabten wir näher, um zu sehen, was da vor sich ging.

»Du frecher Bengel«, schimpfte er, »du frecher Bengel! Jagd auf die Fohlen zu machen! Es ist nicht das erste Mal, dass du das tust, aber es wird das letzte Mal sein. Da, nimm deinen Lohn und verschwinde; lass dich nie wieder auf meinem Hof blicken.« Und so haben wir Dick nie wieder gesehen.

Der alte Daniel, der sich um die Pferde kümmerte, war ein ebenso lebenswürdiger Mensch wie unser Herr, und daher hatten wir es gut.

KAPITEL ZWEI

Die Jagd

Als ich noch keine zwei Jahre alt war, geschah etwas, das ich nie vergessen sollte.

Es war zu Anfang des Frühlings; in der Nacht zuvor hatte es leicht gefroren und über den Pflanzungen und Wiesen hing noch ein dünner Nebelschleier.

Als ich mit den anderen Fohlen im unteren Teil der Weide graste, hörten wir weit in der Ferne etwas, das wie Gekläff von Hunden klang.

Das älteste Fohlen hob den Kopf, spitzte die Ohren, rief: »Die Hunde kommen!« und preschte los; wir anderen folgten ihm hinauf ans obere Ende der Weide, von wo aus wir über die Hecke sehen konnten, hinter der sich etliche Felder erstreckten. Meine Mutter und ein altes Reitpferd unseres Herrn standen neben uns, und sie wussten offensichtlich, was es mit all dem auf sich hatte.

»Sie haben einen Hasen aufgespürt«, sagte meine Mutter, »und wenn sie hier entlang kommen, dann können wir die Jagd sehen.«

Kurz darauf rannten die Hunde allesamt durch ein Feld mit grünem Weizen neben unserer Wiese. Nie zuvor hatte ich solch ein Lärmen gehört. Es war kein Bellen und auch kein Jaulen oder Heulen, sondern sie belferten fortwährend mit voller

Lautstärke: »Jo! Jo, o, o! Jo! Jo, o, o!« Eine Gruppe von Reitern folgte ihnen auf dem Fuß; manche von ihnen trugen grüne Jacken und alle galoppierten, so schnell sie konnten.

Das alte Pferd schnaubte und sah ihnen gespannt nach, und wir jungen Fohlen wollten ihnen hinterhergaloppieren, aber sie hatten schon die weiter unten liegenden Felder erreicht. Dort blieben sie allem Anschein nach stehen; die Hunde hörten auf zu bellen und stoben dann in alle Richtungen davon, die Schnauzen auf den Boden geheftet.

»Sie haben die Witterung verloren«, sagte das alte Pferd, »vielleicht kommt der Hase davon.«

»Welcher Hase?«, fragte ich.

»Nun ja, ich weiß nicht, welcher Hase genau; aber es kann gut sein, dass es einer von unseren aus der Pflanzung ist. Jeder Hase, der ihnen unterkommt, taugt den Hunden und Menschen zur Jagd.«

Schon bald fingten die Hunde wieder mit ihrem »Jo! Jo, o, o!« an, dann kamen sie alle zurückgerannt und hielten geradewegs auf unsere Wiese zu, auf die Stelle, wo unterhalb der hohen Böschung und der Hecke der Bach vorbeifloss.

»Jetzt sehen wir gleich den Hasen«, sagte meine Mutter, und genau in diesem Augenblick sauste ein Hase vorbei, außer sich vor Angst, und rannte auf die Pflanzung zu. Dahinter kamen die Hunde, gefolgt von den Jägern. Die Hunde stürzten die Böschung hinab, sprangen über das Wasser und jagten weiter über die Wiese. Sechs oder acht der Reiter setzten mit ihren Pferden geradewegs über Hecke und Bach und blieben den Hunden auf den Fersen. Der Hase versuchte, sich durch den Zaun zu zwängen, aber der war zu eng, und so machte er eine Kehrtwendung und rannte in Richtung Straße.

Aber ach, es war zu spät! Schon stürzten sich die Hunde mit wildem Gekläff auf ihn. Wir hörten ein Quieken, und das war das Ende des Hasen. Einer der Jäger ritt hinzu und vertrieb mit seiner Peitsche die Hunde, die den Hasen sonst noch in Stücke gerissen hätten. Der Jäger hielt ihn, zerfleischt und blutig, an den Läufen hoch, und die Herren wirkten alle sehr zufrieden.

Ich war über all das so verwundert, dass ich erst gar nicht bemerkte, was unten am Bach passierte; doch als ich hinübersah, bot sich mir ein trauriger Anblick. Zwei herrliche Pferde waren dort gestürzt, und jetzt versuchte das eine, sich aus dem Wasser aufzurappeln, während das andere stöhnend auf der Wiese lag. Einer der beiden Reiter kam, starrend vor Dreck, aus dem Wasser, der andere lag regungslos da.

»Er hat sich das Genick gebrochen«, sagte meine Mutter.

»Das geschieht ihm ganz recht«, erwiderte eines der Fohlen.

Ich war derselben Meinung, aber meine Mutter sah es anders.

»Nein«, sagte sie, »so dürft ihr nicht reden. Ich bin nun schon ein altes Pferd und habe so manches gehört und gesehen, aber ich habe nie begreifen können, weshalb die Menschen so auf diesen Sport versessen sind. Sie verletzen sich oft dabei, reiten tüchtige Pferde zuschanden und machen die Äcker kaputt; und all das nur wegen eines Hasen, eines Fuchses oder eines Hirschen, den sie auf andere Weise viel leichter erlegen könnten. Aber wir sind nur Pferde und verstehen das nicht.«

Während meine Mutter das sagte, verfolgten wir weiter das Geschehen. Viele der Reiter waren zu dem jungen Mann hingegangen, aber erst mein Herr, der den Vorfall beobachtet hatte, hob ihn auf. Sein Kopf fiel nach hinten und seine Arme hingen herab, und alle sahen sehr besorgt aus.

Kein Laut war mehr zu hören, selbst die Hunde schienen zu wissen, dass etwas nicht stimmte, und waren still. Man trug den Verletzten ins Haus unseres Herrn. Später erfuhr ich, dass der junge Mann George Gordon war, der einzige Sohn des Gutsherrn, ein schöner und großer Junge, der Stolz seiner Familie.

Dann ritten die Leute in alle Richtungen davon, zum Arzt, zum Pferdearzt und sicher auch zu Squire Gordon, um ihm von seinem Sohn zu berichten.

Der Pferdearzt Mr. Bond kam und untersuchte das schwarze Pferd, das stöhnend auf der Wiese lag. Er tastete es am ganzen Körper ab und schüttelte dann den Kopf – das Pferd hatte sich ein Bein gebrochen. Daraufhin lief jemand zum Haus unseres Herrn und kam mit einem Gewehr zurück. Wenig später waren ein lauter Knall und ein furchtbarer Schrei zu hören, dann war alles ruhig und das schwarze Pferd bewegte sich nicht mehr.

Meine Mutter wirkte sehr aufgewühlt. Sie erzählte uns, dass sie dieses Pferd schon seit Jahren kannte. Es hieß Rob Roy und war ein braves, tapferes Pferd ohne den geringsten Fehler. Sie ging danach nie wieder zu jenem Teil der Wiese.

Einige Tage später hörten wir, wie die Kirchenglocke lange läutete, und als wir über das Gatter schauten, sahen wir eine langgestreckte, seltsame schwarze Kutsche, die mit schwarzem Stoff behängt war und von schwarzen Pferden gezogen wurde. Danach kam noch eine, und noch eine, und noch eine; alle waren sie schwarz. Und die Glocke läutete und läutete. Sie brachten den jungen Gordon zum Friedhof, um ihn dort zu begraben. Er würde nie wieder reiten. Was sie mit Rob Roy gemacht haben, weiß ich nicht, aber all das geschah nur wegen eines kleinen Hasen.

KAPITEL DREI

Das Einreiten

Allmählich wuchs ich zu einem stattlichen Pferd heran; mein Fell war weich und schmiegsam geworden und glänzte schwarz. An einem meiner Füße aber war es weiß, und ich hatte auch einen hübschen weißen Stern auf der Stirn. Die Leute fanden mich sehr ansehnlich. Mein Herr wollte mich nicht verkaufen, bevor ich vier Jahre alt war; er sagte, dass Jungen nicht wie Männer arbeiten sollten und Fohlen nicht wie Pferde, bis sie richtig ausgewachsen waren.

Als ich vier war, kam Squire Gordon, um mich zu begutachten. Er untersuchte meine Augen und mein Maul und tastete meine Beine bis ganz unten ab. Dann musste ich vor ihm in Schritt, Trab und Galopp laufen. Ich schien ihm zu gefallen und er sagte: »Wenn er gehörig eingeritten ist, wird er ein sehr gutes Pferd sein.« Mein Herr kündigte an, er werde mich selbst einreiten, weil er nicht wollte, dass man mich dabei scheu machte oder verletzte. Er verlor auch keine Zeit damit, und so begann das Einreiten schon am nächsten Tag.

Weil vielleicht nicht alle wissen, was das Einreiten ist, will ich es kurz beschreiben. Ein Pferd einzureiten heißt, es an Sattel und Zaumzeug zu gewöhnen, es zu lehren, auf seinem Rücken einen Mann, eine Frau oder ein Kind zu tragen und in

genau die Richtung zu gehen, in die der Reiter will, und das ohne jede Aufregung. Darüber hinaus muss man das Pferd mit Kummet, Schweifriemen und Schweifnetze vertraut machen und es muss lernen, ruhig zu bleiben, während sie angelegt werden. Dann muss es sich daran gewöhnen, vor einen Karren oder eine Kutsche gespannt zu werden, so dass es nicht mehr gehen oder traben kann, ohne diese hinter sich her zu ziehen; und es muss lernen, langsam oder schnell zu laufen, ganz wie der Kutscher es will.

Es darf niemals aufschrecken bei dem, was es sieht, darf niemals mit anderen Pferden sprechen und auch nicht beißen, ausschlagen oder in irgendeiner Weise seinem eigenen Willen folgen; es muss seinem Herrn immer gehorchen, selbst wenn es sehr müde oder hungrig ist.

Aber das Schlimmste von allem ist, dass das Pferd, sobald das Geschirr einmal angelegt ist, weder vor Freude springen noch sich aus Erschöpfung hinlegen darf. Das Einreiten ist also eine ernste Angelegenheit.

Selbstverständlich war ich schon seit langem an Halfter und Strick gewöhnt und auch daran, sachte über Felder und Wege geführt zu werden, aber jetzt sollte ich Zaumzeug und eine Trense bekommen.

Mein Herr gab mir wie üblich ein wenig Hafer, und nach langem guten Zureden schob er mir die Trense ins Maul und zog das Zaumzeug fest. Was war dieses Gebiss für ein ekelhaftes Ding! Wer noch nie eines im Maul gehabt hat, kann sich nicht vorstellen, wie unangenehm sich das anfühlt. Eine Stange aus kaltem, hartem Eisen, die so dick ist wie der Finger eines Mannes, wird einem zwischen die Zähne und über die Zunge gedrückt; die Enden stehen in den Winkeln des Mauls über, und

daran sind Riemen befestigt, die das Gebiss festzurren und über den Kopf, unter den Hals, um die Nase und unter das Kinn gespannt sind, so dass man nicht die geringste Möglichkeit hat, dieses scheußliche harte Ding wieder loszuwerden. Schlimm, schlimm! Wirklich schlimm! Zumindest empfand ich es so; doch ich wusste, dass meine Mutter bei Ausfahrten immer eine Trense hatte und dass es bei allen ausgewachsenen Pferden ebenso war. Und so lernte ich, mit Hilfe des leckeren Hafers und der Liebkosungen, der sanften Worte und des wohlwollenden Zuspruchs meines Herrn, Trense und Zaumzeug zu tragen.

Als nächstes kam der Sattel, aber das war nicht halb so unangenehm. Mein Herr legte ihn mir ganz sachte auf den Rücken, während der alte Daniel mich am Kopf festhielt. Indem er mich weiter tätschelte und mit mir sprach, zog er dann den Satteltgurt unter meinem Bauch fest. Daraufhin bekam ich etwas Hafer und wurde eine Weile herumgeführt; so ging es jeden Tag, bis ich schließlich schon auf den Hafer und den Sattel wartete.

Nach einiger Zeit stieg mein Herr eines Morgens auf meinen Rücken und ritt auf mir einige Runden über die Wiese durch das weiche Gras. Das fühlte sich zwar eigenartig an, aber ich muss auch sagen, dass ich sehr stolz darauf war, meinen Herrn zu tragen, und da er weiterhin jeden Tag ein wenig auf mir ritt, gewöhnte ich mich rasch daran.

Die nächste unangenehme Sache war das Beschlagen mit Hufeisen; auch das war anfangs sehr schlimm. Mein Herr begleitete mich zur Schmiede, um sicherzugehen, dass ich nicht verletzt oder verängstigt würde. Der Schmied nahm meine Füße der Reihe nach in die Hand und schnitt jeweils ein wenig vom Huf ab. Das tat nicht weh, also stand ich still auf drei Beinen, bis er fertig war. Dann nahm er ein Stück Eisen in der

Form meines Hufes, hielt es gegen den Huf und schlug ein paar Nägel hindurch, so dass das Eisen gut hielt. Meine Füße wurden dadurch erst steif und schwer, doch mit der Zeit machte es mir nichts mehr aus.

Nachdem das alles geschafft war, gewöhnte mein Herr mich als nächstes an das Geschirr; dabei gab es noch mehr neue Sachen, die ich tragen musste. Zuerst legte man mir ein steifes und schweres Kummet um den Hals, dazu ein Zaumzeug mit großen Schilden an den Seiten, die Scheuklappen hießen und direkt neben meinen Augen lagen. Und das waren auch wirklich Scheuklappen, denn ich konnte nach keiner Seite hin mehr sehen, sondern nur noch geradeaus. Das nächste war eine Art kleiner Sattel mit einem unangenehmen steifen Riemen, der direkt unter meinem Schweif festgeschnallt wurde; das war der Schweifriemen. Ich fand ihn furchtbar – dass man meinen langen Schweif teilte und durch diesen Riemen zwängte, war fast so schlimm wie die Trense. Nie war mir so sehr nach Auschlagen zumute, aber natürlich wollte ich meinen Herrn, der so gut zu mir war, nicht treten, und so gewöhnte ich mich mit der Zeit an all diese Dinge und machte meine Arbeit so gut wie meine Mutter.

Ich muss nun noch einen Teil meiner Ausbildung erwähnen, der für mich später oft von großem Nutzen war. Mein Herr gab mich für zwei Wochen zu einem Bauern in der Nachbarschaft, der eine Wiese besaß, die an einer Seite an eine Bahnstrecke grenzte. Dort weideten ein paar Schafe und Kühe, zu denen ich gebracht wurde.

Nie werde ich vergessen, wie der erste Zug vorüberjagte. Ich graste in aller Ruhe neben dem Zaun, der die Wiese von den Gleisen trennte, als ich in der Ferne ein unbekanntes Geräusch

hörte. Und noch ehe ich ausmachen konnte, woher es kam, flog – schnell wie der Blitz und laut ratternd und Rauch hinauspustend – ein langer schwarzer Zug vorbei und war wieder verschwunden, noch bevor ich hatte Luft holen können. Ich drehte mich um und galoppierte so schnell ich nur konnte an das andere Ende der Wiese; dort blieb ich stehen und schnaubte vor Verwunderung und Angst.

Im Verlauf des Tages fuhren noch viele weitere Züge vorbei; manche waren etwas langsamer, nämlich die, die an dem Bahnhof in der Nähe hielten; manchmal ließen sie ein fürchterliches Kreischen und Ächzen hören, bevor sie zum Stehen kamen. Ich fand das alles ganz entsetzlich, aber die Kühe grasten ruhig weiter und hoben kaum die Köpfe, wenn dieses furchterregende schwarze Ding dampfend und ratternd vorbeisauste.

Während der ersten Tage konnte ich nicht in Ruhe fressen; doch als ich erkannte, dass dieses schreckliche Ungetüm weder auf die Weide kam noch mir sonst irgendein Leid zufügte, fing ich an, es nicht weiter zu beachten, und schon bald kümmerte es mich ebenso wenig wie die Kühe und die Schafe, wenn ein Zug vorbeifuhr. Seitdem habe ich oft erlebt, dass Pferde äußerst verschreckt und störrisch reagieren, wenn sie eine Dampflokomotive sehen oder hören; ich aber fürchte mich dank der Vorsorge meines guten Herrn auf Bahnhöfen so wenig wie in meinem eigenen Stall.

Wenn man also ein junges Pferd ordentlich einreiten will, dann muss man es genau so machen.

Mein Herr spannte mich oft zusammen mit meiner Mutter ins Geschirr, denn sie war zuverlässig und konnte mir besser als ein fremdes Pferd zeigen, wie ich gehen musste. Sie erklärte mir, dass ich umso besser behandelt würde, je besser ich mich

benahm, und dass es das Klügste war, meinem Herrn immer so gut ich konnte zu Willen zu sein. »Aber«, fuhr sie fort, »die Menschen sind sehr unterschiedlich: Es gibt gutmütige, verständige Menschen wie unseren Herrn, bei denen in Dienst zu sein jedes Pferd stolz wäre. Aber es gibt auch böse, herzlose Menschen, die gar keine Pferde oder Hunde besitzen dürften. Und dann gibt es auch noch viele törichte, eingebildete, unwissende und leichtsinnige Menschen, die zum Nachdenken zu träge sind; diese Leute machen mehr Pferde zuschanden als alle anderen, einfach weil sie keinen Verstand haben. Es liegt nicht in ihrer Absicht, aber sie tun es trotzdem. Ich hoffe, dass du später in gute Hände kommst, aber ein Pferd kann nie wissen, wer es einmal kaufen wird oder vor wessen Kutsche es gehen wird. Das ist alles Glückssache, aber ich pflege zu sagen: ›Tu dein Bestes, wo immer du bist, und achte auf deinen guten Ruf.«

KAPITEL VIER

Birtwick Park

Zu dieser Zeit stand ich meistens im Stall, und mein Fell wurde jeden Tag gestriegelt, so dass es bald glänzte wie das Gefieder eines Raben. Anfang Mai kam einer von Squire Gordons Bedienten, um mich zum Gutshof zu bringen. Mein Herr sagte zu mir: »Auf Wiedersehen, Darkie. Sei ein gutes Pferd und gib immer dein Bestes.« Weil ich nicht ›Auf Wiedersehen‹ sagen konnte, schmiegte ich meine Nase in seine Hand. Er tätschelte mich liebevoll, und dann verließ ich mein erstes Zuhause. Weil ich daraufhin etliche Jahre bei Squire Gordon gelebt habe, will ich euch ein wenig von seinem Gut erzählen.

Der Park von Squire Gordons Anwesen grenzte an die Ortschaft Birtwick. Man betrat ihn durch ein großes Eisentor, hinter dem das erste Pförtnerhaus stand; dann trabte man weiter auf einem ebenen Weg, vorbei an Gruppen von alten, hohen Bäumen. Bald gelangte man zu einem zweiten Pförtnerhäuschen und einem zweiten Tor, das zum Gutshaus und zu den Gärten führte. Dahinter lagen die Koppel, der alte Obstgarten und die Stallungen. Dort waren viele Pferde und Kutschen untergebracht, aber es soll genügen, wenn ich nur den Stall beschreibe, in den ich kam. Er war sehr geräumig und hatte vier ordentliche Boxen. Zum Hof hinaus gab es ein großes Fenster,

das sich nach außen öffnen ließ; dadurch war der Raum angenehm luftig.

Die erste Box war groß und quadratisch und konnte mit einem hölzernen Gatter verschlossen werden; die anderen waren gewöhnliche Boxen – ordentlich, aber nicht annähernd so groß. In dieser ersten gab es eine niedrige Raufe für das Heu und eine niedrige Krippe für das Getreide; sie war schön und groß, und das dort untergebrachte Pferd war nicht angebunden, sondern konnte sich so frei bewegen wie es wollte. Es ist wunderbar, so eine große Box zu haben.

Der Stallknecht brachte mich also in diese schöne Box, die so sauber, angenehm und luftig war. Nie in meinem Leben war ich in einer besseren, und die Mauern an den Seiten waren nicht allzu hoch, so dass ich durch die Eisenstangen darauf alles um mich herum sehen konnte.

Der Mann gab mir Hafer, der sehr lecker war, tätschelte mich, redete mir gut zu und ging dann wieder.

Nachdem ich mein Getreide gefressen hatte, sah ich mich um. In der Box neben mir stand ein kleines, dickes, graues Pony, das eine üppige Mähne und einen üppigen Schweif hatte, einen sehr hübschen Kopf und eine kesse kleine Nase.

Ich streckte den Kopf hinauf zu den Eisenstangen und sagte: »Hallo! Wie heißt du denn?«

Er drehte sich zu mir um, soweit es sein Halfter zuließ, hob den Kopf und sagte: »Ich heiße Merrylegs und ich bin ein sehr ansehnliches Pony. Ich trage die jungen Ladys auf meinem Rücken herum, und manchmal fahre ich unsere Herrin mit dem kleinen Wagen aus. Sie halten alle viel von mir, genauso wie James. Bist du jetzt in der Box neben mir?«

»Ja«, antwortete ich.

»Nun denn«, sagte er, »dann hoffe ich, dass du gutmütig bist, ich mag es nämlich nicht, wenn nebenan jemand ist, der beißt.«

In diesem Augenblick tauchte hinter ihm der Kopf eines anderen Pferdes auf. Seine Ohren waren zurückgelegt und seine Augen hatten einen sehr übellaunigen Ausdruck. Es war eine hochgewachsene Fuchsstute mit einem langen, wohlgeformten Hals. Sie sah zu mir herüber und sagte: »Du bist das also, der mich aus meiner Box hinausgeworfen hat. Ist es nicht äußerst ungewöhnlich, dass ein Fohlen wie du daherkommt und eine Dame aus ihrem Zuhause vertreibt?«

»Entschuldige bitte«, entgegnete ich, »aber ich habe niemanden vertrieben. Der Mann, der mich hierherbrachte, hat mich in diese Box gestellt, ich kann also nichts dafür. Und ein Fohlen bin ich auch nicht mehr, ich bin vier Jahre alt und somit ein ausgewachsenes Pferd. Ich habe mich noch nie mit anderen Pferden gestritten und möchte auch weiterhin in Frieden leben.«

»Nun gut«, sagte sie, »wir werden ja sehen. Mit so einem jungen Ding wie dir werde ich mich jedenfalls nicht herumstreiten.«

Daraufhin sagte ich nichts mehr.

Als die Stute am Nachmittag draußen war, erzählte mir Merylegs von ihr.

»Die Sache ist die«, sagte er, »Ginger hat die schlechte Angewohnheit zu beißen und zuzuschnappen, daher hat sie auch ihren Namen. Als sie noch in der großen Box war, hat sie ständig um sich gebissen. Einmal hat sie James so in den Arm gebissen, dass er blutete, und seitdem trauen sich Miss Flora und Miss Jessie, die mich beide sehr mögen, nicht mehr in den Stall. Davor haben sie mir immer leckere Sachen gebracht – einen

Apfel, eine Karotte oder ein Stück Brot. Aber nachdem Ginger in diese Box gekommen war, haben sie sich nicht mehr getraut, und ich vermisse sie sehr. Wenn du nicht auch dauernd beißt oder zuschnappst, dann hoffe ich, dass sie bald wiederkommen.«

Ich sagte ihm, dass ich nur in Gras, Heu oder Getreide beißen würde und mir nicht vorstellen konnte, warum Ginger das so gerne tat.

»Ich glaube nicht, dass sie es gerne tut«, sagte Merrylegs, »es ist einfach nur eine schlechte Angewohnheit. Sie sagt, dass sie selbst noch nie gut behandelt worden ist, also warum sollte dann ausgerechnet sie sich das Beißen abgewöhnen? Es ist freilich eine sehr schlechte Angewohnheit, aber eins ist sicher: Wenn all das wahr ist, was sie erzählt, dann hat man ihr wirklich übel mitgespielt, bevor sie hierhergekommen ist. John und James tun jetzt alles, damit es ihr gut geht, und unser Herr benutzt niemals die Peitsche bei einem Pferd, das sich anständig benimmt. Ich kann mir daher gut vorstellen, dass sie hier ihren Seelenfrieden findet.

»Weißt du«, fügte er mit wissendem Blick hinzu, »ich bin jetzt zwölf Jahre alt, ich habe vieles erlebt und gesehen, und ich kann dir versichern, dass es für ein Pferd im ganzen Land keinen besseren Ort gibt als diesen hier. John ist der beste Pferdeknecht, den die Welt je gesehen hat; er ist schon seit vierzehn Jahren hier, und nie hat es einen fürsorglicheren Stallburschen als James gegeben. Es ist also ganz allein Gingers Schuld, dass sie nicht in der Box bleiben durfte.«

KAPITEL FÜNF

Ein gelungener Einstand

Der Kutscher hieß John Manly. Er hatte eine Frau und ein kleines Kind, mit denen er im Kutscherhaus gleich bei den Stallungen wohnte.

Am nächsten Morgen führte er mich hinaus auf den Hof und striegelte mich gründlich. Gerade als ich wieder in meine Box zurückging, das Fell ganz weich und glänzend, kam der Squire zu uns und betrachtete mich. Er wirkte zufrieden.

»John«, sagte er, »eigentlich wollte ich heute Morgen das neue Pferd einmal probereiten, aber jetzt habe ich doch etwas anderes zu tun. Aber ebenso gut kannst ja auch du mit ihm nach dem Frühstück ein wenig ausreiten. Nimm den Weg über die Gemeindewiese und durch Highwood, und dann zurück über die Mühle und am Fluss entlang. Dann wissen wir, wie er sich reitet.«

»Sehr wohl, Sir«, antwortete John.

Nach dem Frühstück kam er wieder und legte mir das Zaumzeug an. Beim Verschnallen der Riemen war er besonders vorsichtig und achtete darauf, dass sie mir angenehm am Kopf anlagen. Dann brachte er einen Sattel, der aber zu schmal für meinen Rücken war; er erkannte das sofort und holte einen anderen, der gut passte. Zuerst ritt er mich langsam, dann im

